**Thomas Alkemeyer**

# Die experimentellen Körper des Sports

**Sportler folgen einer Handlungsmaxime der Überschreitung: Sie nutzen den Sport als experimentellen Möglichkeitsraum, in dem sie ihre Körper mittels immer neuer Trainingsmethoden, technischer Hilfsmittel und Medikamente ausloten. Durch ihre Versuche, die Vorstellungen des „normalen" Körpers durch Steigerung von dessen natürlichen Kräften zu überwinden, setzen sie diesen aufs Spiel.**

Die kulturtheoretische Diskussion über die Rolle des Sports in der modernen Gesellschaft spannt sich zwischen zwei Polen auf: Während Sport für die einen, in seiner leistungsbezogenen Variante, ein Abbild kapitalistischer Konkurrenz und Überbietung ist, begreifen ihn die anderen als eine Gegenwelt, in der die modernetypische Distanzierung des Körpers in Arbeitswelt, Kommunikation und Verkehrswesen mit einer Aufwertung körperlicher Selbstbewegung und unmittelbar sinnlicher Welterfahrung beantwortet wird. In einem dritten, gewissermaßen einen Mittelweg beschreitenden Zugang wird das Sportgeschehen als eine mimetische, das heißt nachahmende Praxis der Aufführung von Gesellschaft betrachtet.[1] Mimetische Praktiken bringen keine Kopien hervor, sondern gestalten aus dem „Material", das sie in wirklichen oder fiktiven Welten vorfinden, selektiv etwas Neues, Eigenes. Die „Brille" des Mimesiskonzepts stellt mithin die Momente des Um- und Neuschaffens, der Übersetzung und Neudeutung scharf, die in künstlerischen ebenso wie in alltäglichen Praktiken im Spiel sind. In diesen Momenten äußert sich – mit Cornelius Castoriadis[2] – eine schöpferische Kraft des Imaginären, die bereits etablierte soziale (Sinn-)Strukturen für *Entwürfe* nutzt, die über das Vorgefundene hinausgehen und andere, mögliche Welten eröffnen.

## Verkörperungen

Sport präsentiert solche Entwürfe in den Medien der Körperlichkeit, in Bewegungen und Figurationen von Körpern. Wie Bilder oder Rituale haben die dynamischen Körperfigurationen des Sports keine feststehenden Eigenbedeutungen. Die Bedeutung, die sie im Einzelfall vermitteln, ist vielmehr durch ihre Einbettung in größere, etwa aus baulichen Inszenierungen, Erzählungen und visuellen Gestaltungen geflochtene Bedeutungsgewebe gebunden, und nicht von ihrem Vollzug ablösbar. Ähnlich wie in der postdramatischen Performancekunst spielen die Körper im Sport keine Rollen, sondern setzen sich „ernsthaft" aufs Spiel und gehen absichtsvoll das Risiko des Misslingens ein. Sport zelebriert, nach einer schönen Formulierung von Martin Seel[3], das Unvermögen und wird genau dafür geliebt. Seine physische Präsenz kann ihm eine Intensität und affektive Energie verleihen, die auch das Publikum mitreißt. Es wird dann in seinen eigenen motorischen und affektiven Tiefenschichten von der sinnlichen Dynamik des „Bühnengeschehens" berührt und in einen Zustand „kinästhetischer Sympathie"[4] versetzt, der die vom Seh-Sinn bedingte Distanz überwindet. Die den Athletinnen und Athleten zu Leibe rückenden Kameras stellen für das Fernsehpublikum eine illusionäre Nähe her. Sie geben detailliert zu sehen, was den Stadionbesuchern überwiegend unsichtbar bleibt: Anstrengung und Lösung, Freude und Leid, Glück und Unglück, Euphorie und Schmerz, Schweiß und Tränen, mitunter auch Blut.

*Sind Prothesen „Techno-Doping" oder Hilfsmittel der Inklusion?*

In dieser Form mimetischer *Verkörperung* vergegenwärtigt das Sportgeschehen nicht nur bereits etablierte (Sinn-)Strukturen und Weltbilder, sondern auch

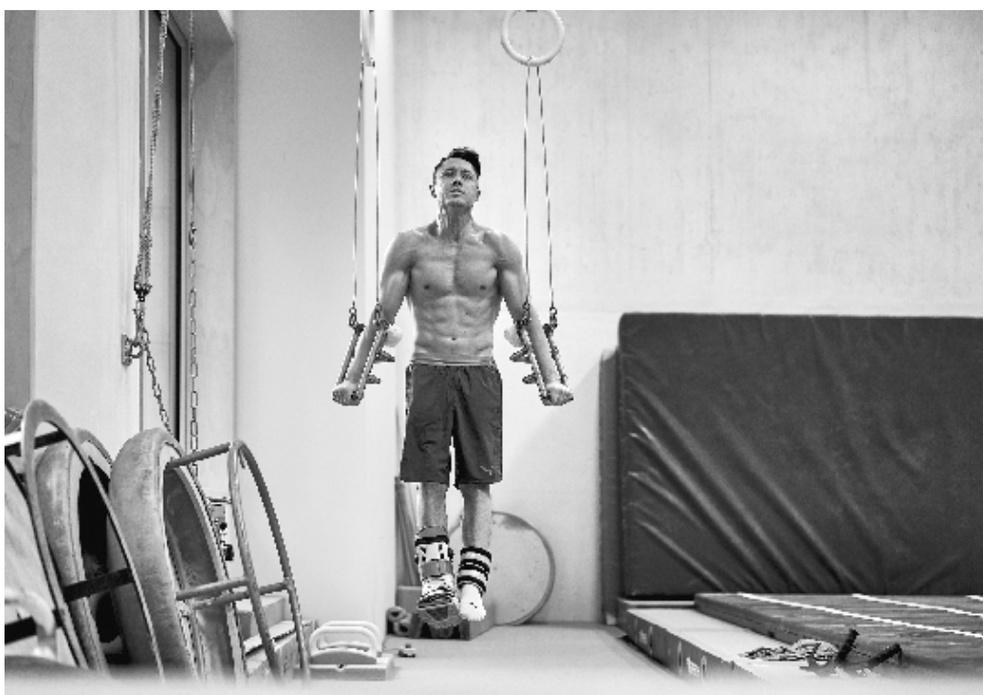

Abbildung:
**GER many are one – Typisch deutsch im Spitzensport**
Copyright: Micha Neugebauer, 2011; Edition Bildperlen, Münster

Abbildung:
**DIMA – Ein Leben im Leistungssport**
Copyright: Micha Neugebauer, 2011; Edition Bildperlen, Münster

mögliche, noch nicht vollständig fassbare Modelle, die insofern eine imaginäre Komponente haben, als sie sich von der Normalität des Gewohnten abheben. Zwar werden auch die Körper des Sports von Normen und Idealen strukturiert, die dem jeweiligen kulturellen Kontext entstammen, aber sie streben doch auch dazu, die (Bedeutungs-)Grenzen dieses Kontextes auszutesten, auszudehnen und eventuell zu überwinden.

## Experimentelle Hervorlockungen

Einer Anregung von Karin Knorr Cetina folgend, lässt sich Sport als eine eigene kulturelle Vollzugsform jener experimentellen Einstellung betrachten, in der die Wirklichkeit seit Beginn der Neuzeit als ein Möglichkeitsraum begriffen wird, der sich durch immer neue Methoden, Techniken und Modelle ausloten lässt. Sport etabliert so gesehen eine Experimentalkultur unter anderen, wissenschaftlich-technischen wie künstlerisch-ästhetischen Experimentalkulturen. Jede dieser Kulturen zeichnet sich durch eigene Übergänge zwischen den jeweiligen experimentellen Praktiken und ihren realweltlichen Kontexten aus. In den Sonderräumen des Sports, in seinen Laboren, Trainingsstätten, Hallen und Stadien werden so nicht nur die anatomischen und physiologischen Voraussetzungen der Körper der Athleten berücksichtigt, sondern auch die normativen (wertsetzenden) Bedingungen, die diesen Körpern ihre kulturelle Verständlichkeit zum Beispiel als männliche oder weibliche Körper verleihen. Gleichzeitig werden diese Körper in den Praktiken des Übens, Trainierens und Wettkämpfens aber auch zu Objekten einer speziellen „Hervorlockungsarbeit“[5], die ihnen neue Techniken, Leistungsfähigkeiten und Ausdrucksformen abringt. Diese Arbeit ist ohne (sportart-) spezifische Arrangements, in denen Menschen, Infrastrukturen, technische Apparaturen (etwa zur Messung, Aufzeichnung und Beobachtung), Sportgeräte und Regelwerke zusammenwirken, nicht zu bewerkstelligen. Ein Effekt dieser Arrangements ist es, auch im Alltag vorkommende Elementarbewegungen wie Laufen, Springen oder Werfen künstlich zu erschweren und ihnen Formen abzuverlangen, in denen Bewegungsprototypen entstehen, die nahezu keine Ähnlichkeit mit ihren alltäglichen Vorlagen mehr haben. Ein prominentes Beispiel ist der Fosbury-Flop im Hochsprung, eine Sprungtechnik, in der der US-Amerikaner Dick Fosbury 1968 bei den Olympischen Spielen in Mexiko die Hochsprunglatte erstmals in einem großen internationalen Wettbewerb rücklings überquerte. Ohne eine entsprechende Hochsprunganlage mit Weichbodenmatte, ein dieses Equipment zulassendes Reglement und die zum Experimentieren prädestinierende Lerngeschichte eines Athleten, der sein praktisches Sportgeschick mit einem als Physikstudent erworbenen theoretischen Wissen zu verknüpfen wusste, hätte diese Sprungtechnik nicht in die Welt kommen und ob ihres Erfolgversprechens modellbildend werden können.

Bereits an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert wirkten Reitmaschinen, Schwebebalken, Klettergerüste, Stangen, Leitern, Balken, Seile, Armhebel sowie eigens neu entwickelte Geräte wie Reck, Bock, Kasten und Barren als Agenten körperpädagogischer Anordnungen, die von den übenden Körpern neue, ungewöhnliche Zustandsformen und Bewegungsfolgen verlangten. Wer zum Beispiel einen Felgumschwung am Reck turnen möchte, muss seinen Körper – unter Androhung von Misslingen und Schmerz – übungsgerecht straffen und spannen. Sozialisationstheoretisch ließe sich das Einüben einer solchen straff gespannten Körperlichkeit leicht als eine Praktik der Subjektivierung zum selbstdisziplinierten und nützlichen männlichen Bürger dechiffrieren. Allerdings bleibt in dieser Deutung der (ästhetische) Überschuss unberücksichtigt, der den im Reckturnen erzeugten Körper vom alltäglichen Körper des bürgerlichen Subjekts unterscheidet: Im Arrangement des Turnens wird den Körpern mehr und anderes abgerungen, als es das normale bürgerliche Leben von ihnen verlangt.

Das Ausmessen und Überschreiten der Grenzen des Gewohnten ist ein Kernmerkmal des modernen Sports. Es zeigt sich nicht nur im Streben nach messbaren Rekorden, wie es der olympische Imperativ des *citius – altius – fortius* (lateinisch für „schneller – höher – stärker“) verlangt, sondern beispielsweise auch in einem mit dem Überbietungsimperativ korrespondierenden Ausloten der anatomischen und physiologischen Möglichkeiten des Körpers sowie im Erproben von Bewegungsformen, die neue Welt- und Selbsterfahrung